Prosaische und Poetische Aufsätze.

Rieckchen.

Rieckchen war die Tochter des Schulzen, und das schönste Mädchen im Dorfe. Viel hatte sie schon vom Kriege und von den Mißhandlungen, denen Weiber und Mädchen ausgesetzt waren, gehört; doch klangen sie ihr noch immer wie Geschichten der Vorzeit, denn in ihrem stillen Thale blühte alles in Frieden. Jetzt aber kam der Vater täglich mit schrecklichern Nachrichten zu Hause, und schon flohen Unglückliche von den nahen Dörfern, und flehten um Obdach.

Einigen konnte geholfen werden, andere zogen trostlos von dannen. Rieckchens Mutter rang die Hände, und der Schulze ging finster umher, als ein durchdringendes Geschrey aus der Ferne gehört wurde. Es waren Feinde. Sie plün-

derten das Dorf, erschlugen den Schulzen und steckten seine Wohnung in Brand.

Rieckchen und ihre Mutter entkamen, doch wurde die letzte vom Schreck getödtet, und von zwey mitleidigen Bauern eine halbe Stunde vor der Hauptstadt ohne Sarg in die Erde zur Ruhe gelegt. Rieckchen saß am Grabe, noch im rothen Sonntagsmieder und mit dem verwelkten Blumenstrauße an der Brust. Es wurde Abend. Sie ging in die Stadt einen Dienst zu suchen, aber Niemand brauchte eine Magd, und schon war sie am entgegengesetzten Thore, als die Wirthinn im rothen Adler ihr winkte.

Das Haus war voll Fremder, und die Küchenmagd krank. Rieckchen hatte von ihrer Mutter sehr schön nähen und spinnen, von der Pfarrerinn vortrefflich kochen und von dem Pfarrer richtig schreiben und sprechen gelernt. Wer sie sah und hörte, hielt ihren Anzug für Verkleidung, und doch paßte dieser wieder

vollkommen zu ihrer Unschuld und rührender Einfalt.

Nachdem die Wirthinn sie eine Weile schweigend betrachtet hatte, gab sie ihr schon den großen Küchenschrankschlüssel, und Rieckchen trat an den größten Herd, den sie in ihrem Leben gesehen hatte. Den verwelkten Blumenstrauß warf sie in die Flamme.

Dieser loderte hell auf, als ein junger Mann von königlichem Wuchse hereintrat. Rieckchen stand den Rücken gegen die Thüre gekehrt, aber beym Klirren der Sporen wandte sie den schönen Hals, und ihr holdseliges Gesicht strahlte, von der Flamme geröthet, dem jungen Krieger entgegen. Daß er das war, bezeugte sein Anstand, noch mehr aber eine breite Narbe, die sich quer über seine blendende Stirn zog, und als er den Mantel zurück schlug, sah Rieckchen zwey Sterne. Sie schälte Aepfel, die zum Nachtisch bestimmt waren, aber vor Schrecken ließ sie das Messer fallen, und in-

dem sie es auffangen wollte, rollten alle Aepfel auf den Boden.

In dem Augenblicke traten noch mehrere Krieger herein, und Rieckchen haschte schnell nach den Aepfeln. Aber die braunen Männer, nachdem sie dem Schauspiel eine Weile zugesehen, fanden es zu reitzend, um es nicht zu verlängern. Kaum bückte sich Rieckchen nach einem Apfel, als er auch schon nach der entgegengesetzten Seite hinrollte, und wollte sie hinter ihm hereilen, so setzte sie sich selbst der Gefahr aus, von den Männern erhascht zu werden.

Wie schnell sie ihnen auch entkam, so waren ihrer doch zu viel, als daß es länger gelingen konnte. Erschöpft von dem, was sie seit drey schrecklichen Tagen und noch schrecklichern Nächten gelitten hatte, erhitzt von der Flamme, hin und her gejagt, wie ein schüchternes Reh, fühlte sie ihre Angst auf das Höchste steigen. Aber sie hatte das Messer noch, und brauchte es zu ihrer Ver-

theidigung, ohne zu wissen, was sie that. Noch mehr gereitzt, setzten die Männer das grausame Spiel unter schallendem Gelächter fort, als der Fremde, welcher ihnen, tief in den Mantel gehüllt, mit finsterm Schweigen zugesehen hatte, plötzlich Ruhe geboth. Sie schienen ihn nicht bemerkt zu haben, und zogen sich jetzt erschrocken in das Wirthszimmer zurück.

Der Fremde sah Rieckchen wanken, und wollte sie unterstützen, aber mit der Verzweiflung im Auge hielt sie ihm das Messer entgegen. „Wie!" sagte er, „auch mir?" und in dem Augenblicke stürzte sie, mit todtbleichem Gesichte, vor ihm nieder. Die Unglückliche! seit drey Tagen war keine Nahrung über ihre Lippen gekommen, und in dem Augenblicke, wo sie ins Haus trat, Brot zu verlangen, schien ihr unmöglich.

Auf des Fremden Rufen eilte die Wirthinn herbey, und bediente sich zum Glück, Rieckchen zu erwecken, des Weins, den sie in Händen hatte. Nach einigen Tro-

pfen, die auf ihre Lippen fielen, öffnete sie die Augen und rief leise: „Brot! ich sterbe!“ „Um Himmelswillen schnell!“ sagte der Fremde! „Wo ist mein Zimmer? ich bringe sie hinein.“ Und kaum hatte er sie niedergelegt und ihr etwas stärkende Nahrung eingeflößt, als sie in einen tiefen Schlaf fiel.

Prinz Demetrius W., der Fremde, stand an ihrem Lager und sah, wie die schönen Züge des Mädchens, das zuvor einem Marmorbilde glich, durch den erquickenden Schlaf immer mehr belebt wurden. Ein Gesicht, das die reinste Unschuld so unverkennbar ausdrückte, hatte er noch nie gesehen. Zugleich aber verrieth die Stirn und der wunderschöne Mund eine Festigkeit, die mit der beynahe an das Kindische gränzenden Jungfräulichkeit einen wunderbaren Contrast bildete.

Aber so wie sich die Wangen des Mädchens rötheten, fühlte er auch die Schläge seines Herzens sich verdoppeln, und

es dünkte ihm, hier oder nirgends sey der Lohn für das zu finden, was er während zwey blutigen Jahren dem Vaterlande kämpfend erobert hatte.

Es war viel, und beynahe wäre er dem Kampfe erlegen. Mit einer polnischen Fürstinn von hohem Geiste und wunderbarer Schönheit verlobt, trennte er das Band, um dem Vaterlande nicht untreu zu werden.

Die Trennung war herzzerreißend, und schon heilte die schöne Wunde auf seiner Stirne, als diese noch blutete. Aber die große Wahrheit wurde an ihm bewährt, daß es für einen jungen Mann, so wie für den Menschen überhaupt, nichts Wünschenswürdigeres gibt, als hoffnungslose Liebe zu einem erhabenen Gegenstande. Wollust, Eitelkeit und Ruhmsucht vermochten nichts über ihn, der tiefe Schmerz hatte ihn durch und durch veredelt. Alles war groß, alles war schön an ihm, und er ragte unter den ihn umgebenden an Leib und Seele

entnervten Elenden, wie ein Halbgott hervor.

Solche männliche Würde fühlt kein Wesen tiefer, als ein ächt weibliches, ganz himmelreines. — Rieckchen hatte sie beym ersten Blick empfunden, und der Schmerz, daß sie ihm sinnlos das Messer, wie den Andern, entgegenhielt, zerrüttete sie noch mehr, als es durch Angst, Hunger und Ermüdung geschehen war.

Jetzt zauberte der Schlaf tröstende Bilder vor Rieckchens Seele. Zwar dünkte sie, sie werde von einem Haufen Reiter verfolgt. Schon war ihr der Eine ganz nahe und hielt das gezückte Schwert über ihren Nacken; doch plötzlich hob sie der Fremde auf ein weißes Roß und flog mit ihr zu einem leuchtenden Berge. Oben stand ein wunderschönes, ganz durchsichtiges Haus, aus welchem sie ihre Mutter in einer strahlenden Wolke erblickte. „Ach, Mutter, mich hungert!" rief sie, „kommst du nicht wieder?" Aber diese war verschwunden, der Fremde stand

in der Wolke und hielt eine glänzende Traube. Sie streckte die Arme nach ihm aus, aber vermochte nicht, ihn zu erreichen. Doch plötzlich war er ihr ganz nahe, und zerdrückte die Traube auf ihrer Stirn, so daß die Tropfen in ihren verschmachtenden Mund fielen. Begierig zog sie das Labsal ein, und erwachte, da sie ihm danken wollte, von dem Falle eines schweren Körpers.

Es war Demetrius Helm. Der Fürst hatte die Bewegung ihrer Lippen bemerkt, und eilte, ihr ein paar Tropfen Wein einzuflössen. Es gelang ihm, ohne sie zu erwecken, aber indem er sie erhob, stieß er den Helm von den naheſtehenden Augen in unaussprechlicher Verwunderung zu ihm auf. Schnell blickte sie um sich her, und da sie Niemand im Zimmer sah, war sie mit einem Sprunge von dem Lager und eilte zur Thüre.

„Mädchen! wo willst du hin?“ rief der Fürst. „Im ganzen Hause gibt es keinen sichern Ort für dich als hier.

Sieh mich an! kannst du mir Böses zutrauen?" Sie sah wirklich mit einem schüchternen Blicke an ihm hinauf, und schüttelte das Köpfchen. „Nun siehst du wohl! Nicht wahr, du traust mir? Komm, nimm etwas Nahrung zu dir, und dann erzähle, wie du hierher kamst, und ob du hier bleiben willst.

Große Thränen standen jetzt in Rieckchens Augen. Mehrmahls versuchte sie einige Worte hervorzubringen, aber vergebens. „Fasse dich Kind!" sagte der Fürst, „jetzt mußt du nicht sprechen, sondern dich stärken. Bliebest du hier krank, wo Niemand Zeit hat, dich zu pflegen, was soll aus dir werden." Erschrocken griff Rieckchen nun zu den Speisen, und der Fürst sah ihr von der Seite aufmerksam zu. Hungerige Männer hatte er oft essen sehen, wie ein hungriges Mädchen essen dürfte, war ihm ein anziehendes Schauspiel. Ein Mann, welchem er den größten Theil seiner Bildung verdankte, hatte ihm oft gesagt,

die Art wie ein Mensch esse, sey höchst charakteristisch, und er getraue sich, habe er ihn einmahl essen sehen, mancherley von ihm auszusagen, ehe er ein Wort mit ihm gesprochen.

Der Hunger hatte Rieckchen dem Tode nahe gebracht, und die Erquickung, welche man ihr bis jetzt gewähren konnte, hatte, ihrer großen Schwäche wegen, nur in Tropfen bestanden. Wie groß mußte daher ihr Bedürfniß noch seyn. Aber es war keine Spur thierischer Begierde an ihr zu bemerken. Sie aß, sie aß schnell, aber sie aß menschlich, und keiner ihrer schönen Züge wurde dadurch entstellt.

Im Gegentheil erschien sie dem Fürsten schöner von Augenblick zu Augenblick, und er konnte sich nicht mehr enthalten, zu fragen, wie sie in das Haus gekommen. Aber die lang verhaltnen Thränen strömten jetzt von des Mädchens Wangen, und erstickten die Antwort. „Wo sind denn deine Aeltern? Wo ist dein Vater?“ fragte der Fürst weiter. „Von den Fein-

den erschlagen." „Deine Mutter?" „Vor Schrecken gestorben." „Aber in welche Stadt, in welches Dorf gehörst du?" „In das nächste, von den Feinden abgebrannte." „Deine Wohnung mit abgebrannt?" Rieckchen nickte bejahend, ihre Thränen flossen nicht mehr, und das schöne lebendige Auge starrte jetzt in dumpfer Verzweiflung auf den Boden.

Der junge Held fühlte sich tief erschüttert, doch sagte er gefaßt: „Muth, liebes Mädchen! Nicht wahr, du hattest keinen Bruder?" Rieckchen schüttelte abermahls das Köpfchen. „Nun sieh, in diesem Augenblicke hat das Schicksal dir einen gegeben. Ich, ich bin dein Bruder! Ja, ja ich will es seyn, und wehe dem, der von heute an dir eine Thräne erpreßt. Aber hier bleiben kannst du nicht. Ich bin zu Pferde, aber mein Wagen wird mir folgen. Er soll für dich seyn. Zwar gehen wir dem Kriege entgegen, doch wird sich noch immer ein Oertchen finden, wo ich dich in Schutz

bringen kann. Komm mit, und du bist geborgen."

„Wo ist Ihre Frau?" fragte Rieckchen halb laut. „Ich habe noch keine," antwortete lächelnd der Fürst. „Sehe ich denn schon so verheirathet aus?" Rieckchen schüttelte wieder das Köpfchen. „Aber mit und ohne Frau, habe ich dir nicht gesagt, ich bin dein Bruder?" „Die Leute glauben es nicht," sagte Rieckchen wieder sehr leise: „Kümmerst du dich viel um das, was die Leute glauben?" Rieckchen nickte geschwind sehr bedeutend, und der Fürst schwieg etwas betroffen.

Aber man hörte zum Abmarsch blasen, und Demetrius griff nach dem Helme. Sein Schwert stand noch hinter Rieckchen in einer Ecke, und indem er den einen Arm darnach ausstreckte, umfaßte er sie mit dem andern, und versuchte noch einmahl alles, was die zärtliche Ueberredung vermochte. Sie weigerte sich ohne Worte, aber mit unerschütterlicher Standhaftigkeit. „So sey denn Gott mit dir!"

rief der Fürst, und schritt heftig zur Thüre, doch noch einmahl wandte er sich um, und sah Rieckchen leichenblaß in die Knie sinken. Schnell fing er sie auf, und in wenig Augenblicken war er mit ihr aus dem Hause, und hob sie in seinen Wagen. Aber von dem wiederhohlten Schmettern der Trompeten erweckt, wand sie sich mit der Kraft der Verzweiflung aus seinen Armen, und lief, wie vom Tode gejagt, auf die offene Landstraße.

Ach, da war kein Strauch und kein Baum, der sie verbergen konnte, und indem der Fürst an ihr vorbey flog, rief er noch einmahl: „Rieckchen, mein Rieckchen! willst du nicht mit?" Schon hatte sie wieder das Köpfchen geschüttelt; da sie aber nichts mehr, als den wehenden Mantel von ihm gewahr wurde, streckte sie beyde Arme nach ihm aus. Doch plötzlich dünkte ihr, er kehre wieder, und sie lief nun nach der entgegengesetzten Seite, bis sie athemlos an einer Schäferhütte liegen blieb.

Demetrius ging in die Schlacht, und zu der schönen Narbe auf seiner Stirn kamen noch mehrere auf seiner Brust. Man behauptete, er suche die Gefahr, und seiner Tapferkeit fehle Ruhe und Kälte. Aber die Anführer der Heere waren anderer Meinung, und die Weiber nannten ihn sogar die schöne Statue. Unbekümmert über diese widersprechenden Urtheile durchschritt er siegend die verhängnißvollen Jahre und bekränzte sein jugendliches Haupt mit unverwelklichen Lorbern.

Jetzt kam Demetrius wieder in die Gegend, wo Rieckchen verschwunden war. Ach, gerade hier hatte der Krieg am fürchterlichsten gewüthet. Kaum war sie mehr zu erkennen. Zwar schlängelte sich noch der Fluß durch die Wiese, die das Wäldchen umgab, zwar sah man noch den Hügel, und von oben glänzten noch die Mauern der Felsburg. Aber Dörfer und Flecken waren verschwunden, und nur schattenähnliche Menschen durchwühlten

die Trümmer. Er wollte fragen, Bothen ausschicken, und dann zitterte er wieder vor jedem aufklärenden Worte. — Ahnungsvoll sank sein schönes Haupt auf die Brust, als ein durchdringendes Geschrey mitten aus der Wiese herüberdrang und von schallendem Gelächter unterbrochen wurde. „Ein Wild! ein Wild!" riefen die Krieger, und eilten mit vorgestrecktem Bajonette zu einem Heuschober. Zwey von ihnen zogen die Gewehre blutig zurück. „Halt ein!" rief er mit dumpfer Stille: „Halt ein! Was ist's? Schon todt? Fort mit den Gewehren!" In dem Augenblicke zog man ein blutendes Mädchen hervor und Todtenblässe trat auf Demetrius Wangen. Es war Rieckchen!

„Fort!" rief er, die Männer heftig zurückstossend, „keiner wage es sie zu berühren! Ich trage sie allein! Fort! schafft Hülfe! — Mein Rieckchen! Mein Rieckchen! Wie find' ich dich wieder! O stirb nur nicht. Stirb mir nicht!" — Aber ach, die Wunden waren tödtlich

Er sah es an den Blicken der Aerzte. „O noch einmahl! noch ein einzigesmahl schlage dein Auge zu mir auf, und sage mir, warum du mich flohest?" Sie schlug es auf, aber es fing an zu brechen. „Ich floh, weil ich dich liebte," stöhnte sie leise und schloß es auf ewig.

Man fürchtete für sein Leben. Den Leichnam wollte er nicht lassen, und wenn er das Wort: begraben, hörte, schienen sich seine Sinne zu verwirren. Aus wiederhohlten Gesprächen mit dem Arzte über die Trüglichkeit der Kennzeichen des Todes konnte man schließen, er nähre noch immer eine verborgne Hoffnung. Auch hatte er gesucht, ihm die Meinung aufzudringen, sie sey eigentlich nicht an den Wunden, sondern an Verblutung gestorben, und der mit ihm trauernde Mann, ob er gleich vom Gegentheile überzeugt war, hatte wenigstens die Meinung nicht widersprochen. So bestand nun Demetrius, als die Heere weiter zogen darauf, sie könne der Erde nicht

vertraut, sondern müsse verbrannt und die Asche für ihn gesammelt werden.

Es geschah, und der Fürst nahm die irdischen Ueberreste des theuern Mädchens, für jetzt nur in einem irdenen Gefäße, mit in sein Vaterland. Aber dort angelangt, ließ er von dem geschicktesten Künstler eine goldene Urne verfertigen, von welcher er sich nicht mehr trennte. Sein Vater, ein Greis von 76 Jahren, bewunderte die Arbeit, und hörte die Geschichte mit schmerzlichem Lächeln. Auch der pohlnischen Fürstinn, welche ihm jetzt das Opfer seiner Vaterlandsliebe erließ, und statt daß er vormahls um sie warb, jetzt um ihn zu werben schien, blieb sie nicht lange verborgen. — Ihre Liebe, wie ihre Eifersucht, wurde dadurch auf's höchste entflammt, und nach immerdar fruchtlosen Versuchen, auf das Herz des Sohnes zu wirken, suchte sie wenigstens den Vater auf unmerkliche aber sichere Weise zu gewinnen. „Deine Wünsche," sagte der Greis, nach langen zu ihrem Lo-

be gehaltenen Reden, die der Sohn sehr kurz und wenig genügend beantwortete, „deine Wünsche sind bey der Todten.“ „Ja, mein Vater,“ erwiederte Demetrius, „die Fürstinn opferte die Liebe der Politik; jene aber der Tugend. Ihres Gleichen finde ich nicht wieder.“ „Wenn du nun,“ fuhr der Greis fort, „eine fändest, welche die Tugend der Liebe opferte, würdest du sie höher oder tiefer setzen?“ Demetrius aber schien die Frage nicht zu hören, und seufzte leise aus tiefer Brust.

Ein wenig Scherz und viel Ernst.

Der Geitz.

Wer seine Schätze bloß hüthet, kann sie unmöglich vermehren, und man kann mit Recht sagen, Geitz ist kein guter Wirth.

Der Vater und der Lehrer seines Sohnes.

„Ihr Sohn, mein Herr, will durchaus nichts lernen." — Ich weiß es leider: denn er schrieb mir, er besuche keine Vorlesungen so fleißig, als die Ihrigen.

Das Kraut für den Tod.

Das Sprichwort: Für den Tod ist kein Kraut gewachsen, gilt nur von dem physischen Tode. Für den poetischen Tod gibt es ein untrügliches Kraut, das man — Lorbeer nennt.

Die Unterwelt.

Ich sehne mich außerordentlich, sagte ein sterbender Mann zu seiner Frau, die Oberwelt mit der untern zu vertauschen, wo es, wie man versichert, nicht mehr als drey Furien gibt.

Die einträgliche Kunst.

Sich mit den Narren vertragen, ist allerdings eine Kunst, und zwar keine brotlose.

Unnütze Furcht.

Der Mann hat eine entsetzliche Furcht, lebendig begraben zu werden, und ich fürchte, er wird nicht einmahl todt begraben.

Der Betitelte.

Der Mann hat eine Menge Ehren-Titel. Sollte er nicht auch einmahl sich um die Ehre selbst bemühen.

Pädagogische Warnung.

Ums Himmelswillen, ihr Väter, gebt euern Kindern keine Knaben zu Lehrern, die auf einem Steckenpferde reiten, das sie Erziehungskunst nennen!

Der Komödienschreiber.

Der lächerliche Mensch! Er will der Schöpfer einer Komödie seyn, und ist doch nur der Stoff für eine.

Ein Gespräch.

„Handle als Christ, mein Freund, und verzeihe dem Menschen mit seinen übrigen Sünden auch seine Schmähungen.

Schmähungen, mein Bester, kann ich nicht verzeihen, weil ich durch Schmähungen nicht beleidigt werden kann.

Antwort auf eine Apologie.

„Der Mann ist freylich verrückt; aber er meint es doch herzlich gut.“ Eben

darum begehre ich euch nicht, daß ihr ihn ins Zuchthaus, sondern nur, daß ihr ihn ins Tollhaus schickt.

Kluge und Narren.

Die Narren sind die Teufel der Klugen.

Ernstes Wort an die Männer.

Es ist weniger schimpflich, der Sclave einer Frau zu seyn, als ihr Tyrann.

Heute und Morgen.

Manche Menschen verschwenden heute schon, was sie morgen nicht entbehren können, und wollen erst morgen erwerben, was sie heute schon haben sollen!

Uebermuth des Weins.

Der Wein ist ein Uebermüthiger, der dem Wasser die Bettler zuschickt, die er gemacht hat.

Der Gereiste.

Dürft ihr es dem gereisten Sordidus verdenken, daß er die Nase ein wenig hoch trägt? In Ländern, wo man die Nahmen eurer berühmtesten Männer kaum gehört hat, kennt man ihn sehr genau, und man weiß es in Italien und Holland, in Frankreich und England, in Spanien und in der Schweiz, daß er ein Tropf ist.

Reichthum und Armuth.

Was kümmert den Reichen an Geist die leibliche Armuth, und was hilft den Armen an Geist, der leibliche Reichthum?

Noth-Scribenten.

Aus Noth Bücher schreiben, oder gar recensiren, heißt nicht aus der Noth eine Tugend, sondern eine Untugend machen.

Der gemachte Professor.

Das Glück hat den Nullus zum Professor gemacht. Wollte der Himmel, er könnte sich jetzt auch selbst dazu machen.

Ausruf.

O wunderthätiger Spott und du gerechte Satyre, wie glänzend ist euer Sieg! Ihr habt eine ganze Hand voll Narren in Rasende verwandelt.

Der Schmähsüchtige.

Ich glaube, wie Herkules in der Wiege ein Paar Schlangen erwürgte, hat die Fischweiberzunge dieses Menschen, schon in der Wiege ehrliche Leute geschimpft.

Gleichgültiges Unrecht.

Hast du wirklich Verdienste und Talente, was liegt daran, wenn neidische Dummheit und gereitzte Nichtswürdigkeit sie dir absprechen? Der Schnee kann

darüber lachen, wenn irgend ein Tropf ihm nachsagt: er sey schwarz.

Die Mutter.

Niemand kann Vaterstelle bey einem Kinde vertreten als eine Mutter.

Die Ehrlichen.

Die ganze Ehrlichkeit gewisser Leute besteht in der Furcht vor dem Galgen.

Sinngedichte.

Witwenglosse.

Das Mädchen gleicht dem Lenze,
Die junge Braut dem Sommer,
Die Ehfrau bald dem Herbste,
Die Wittwe ganz dem Winter.
O daß uns nach dem Winter
Der Lenz auch wieder käme!

Haug.

Grabschrift des Mendax.

Der eifrigste der Wahrheitsfreunde,
Der heftigste der Lügenfeinde
Ein ächter Biedermann und Christ
Ruht hier. Doch, lieben Leute wißt,
An diesem Lob könnt ers erblicken,
Würd' ihn gewiß nichts mehr entzücken,
Als daß es Wort für Wort erlogen ist.

Weisser.

Dienstcontract.

Herr.

Ein Hitzkopf bin ich, doch kein Prahler:
Vier blanke Thaler zahl' ich euch,
Hans, für den ersten Backenstreich,
Für jeden künftig einen Thaler.

Diener.

So bitt' ich Euer Gnaden gleich
Um eine Wirthshausschuld zu decken,
Mir einen Backenstreich
Groß günstigst vorzustrecken.

Haug.

Der Schatz.

Warum Rapin, der nur für goldne Schätze brennt,
Doch immer Schatz und Schatz die theure Hälfte nennt?
Aus Liebe? Nein von dieser ist er fern.
Doch jeden Schatz vergräbt er gern.

Weisser.

Das Bild der Gerechtigkeit.

An einem Rathhaus sahen Bauern
Das Standbild der Gerechtigkeit:
Wie ist die Jungfrau zu bedauern!
Gewiß trägt sie die breite Bind'
Aus Augenschwäche? ja vielleicht gar blind?" —
Zufäll'ger Weise stand nicht weit,
Ein Schalk aus Liscow's Orden
Den fragten sie: wodurch die Jungfer blind geworden?
„Ach!" sprach er, „sie wird nimmermehr genesen
Denn sie ward blind durch vieles — Actenlesen."

Buri.

Muffels Wein.

Ja' köstlich, Muffel, ist dein Wein;
Doch unberührt laß ich ihn stehen
Denn nähm' er erst den Kopf mir ein,
So könnt' ich leicht dich doppelt sehen.

Weisser.

Die Rose.

O seht doch, ihr Mädchen, wie die frische Rose am Frühlingsmorgen so lieblich schimmert, und lernet von ihr: schön zu seyn.

Ihre Schönheit, ein Geschenk des Himmels, bewaffnet sich mit Dornen: bescheiden an ihrem Zweige wird sie weniger bemerkt, aber desto mehr geschätzt.

Welch ein fröhliches Ansehen gibt sie der blumigen Fläche des Gartens! Sie scheint den Schönen zuzurufen: Hört es ihr Mädchen, und lernt von ihr weise zu seyn! —

Sie scheint zu sagen: Ich bin entzückt, zu sehen, daß jeder mich verehrt; die Blumen schließen einen Kranz um mich her, um mich zu ihrer Königinn zu krönen.

Mir läßt das sanfte blaue Veilchen den ersten Rang, obschon des Frühlings erstgebornes Kind es ist. Jasmin, Levkojen und Lilien wagen es nicht, mit mir zu wetteifern. — Schöner als die Morgenröthe ist die Sonne; schöner als blendendweiß mein Lieblichroth.

Auf die Röthe meines Antlitzes heftete einst Palemon an einem frühen Maymorgen sein zärtlich liebendes Auge, und glaubte, es sey ein Sonnenstrahl und alle Blumen ringsumher betrachteten den blühenden Jüngling. Als er den süßen Irrthum entdeckte, lächelten die Blumen alle, und ich lächelte mit.

Da ward der fröhliche Lenz stolz auf uns, schmückte sich mit unserm Lächeln, und sein Angesicht ward noch fröhlicher.

Die Vögel begrüßen mich des Morgens mit ihrem reitzenden Gesange; die kleinen Bäche preisen mich mit ihrem sanften Plätschern.

Die säuselnden Winde verwandeln vor mir ihren Hauch in Seufzer; dafür versüße ich ihr mildes Wehen, mit meinem lieblichen Dufte.

Aber ich arme Thörinn, was rühme ich so sehr einen Genuß; der so flüchtig ist! Meine Schönheit, die so innig entzückt, ist ein Zauber, der vergeht; ein Sonnenstrahl, welcher glänzt und verschwindet! —

Die Rose, im Reiche der Flora Königinn, geht mit der Sonne unter, so wie sie mit der Sonne aufging; der Himmel ist Zuschauer wie sie verwelkt, indem sich das große Weltauge nur ein Mahl umwendet. —

Mädchen! euch gibt die Rose einen guten Rath; euch predigt sie hohe Gedanken; euch sey sie, wofern ihr sie euch

ähnlich glaubt, ein Sinnbild und ein Spiegel der — Vergänglichkeit.

P.

Der Todtenkopf.

Froh saßen im engen Kunkelstübchen
Die Bauernbursche bey iherm Liebchen;
Sie neckten und geckten zusammen viel,
Sie scherzten und herzten, und trieben ihr Spiel.
Zuletzt erweckten die Schlauen
Durch Geistergeschichtchen ein Grauen,
Daß näher sich jegliche Maid
Anschmiegte, voll Aengstlichkeit
Da sprach Johanne, das schönste Mädel:
„Erschrecken und prahlen ist nicht edel
„Wer geht in der Mitternacht hinaus,
„Und holt uns dort einen Todtenschedel
„In des Kirchhofs offenem Beinerhaus?" —
„Ich," sagte Wilhelm. — Ich grübe
Dir Leichen aus Gräbern heraus,

Jedoch ein Küßchen, o Liebe!
Mir auf die so dunkle Bahn!"
Da flog ein Schalk ihm voran
Barg sich in des Häuschen Hintergrunde
Und dacht: „Ein unbezahlbarer Spaß!
Wenn ich ihm mit dumpfem Cantorbaß
Jag' ohne Kopf in der Geisterstunde."
Jetzt nahte Wilhelm in raschem Lauf,
Er wühlt' und wählte lang in der Runde
Und nahm den größten der Schedel auf,
Erfreut ob seinem stattlichen Funde.
Da schrie es hohl und furchtbar ihm zu:
„Du Sünder, lass' meinen Kopf in Ruh!"
Held Wilhelm warf ihn hinweg im Nu;
Doch wählt er gemächlich nun einen andern,
Zu seinem Liebchen mit heimzuwandern.
Da scholl es ihm hohler und furchtbarer zu:
„Du Frevler laß meinen Kopf in Ruh!",
„Nein nein! den Schedel bring' ich dem Liebchen!"
Antwortete Wilhelm ungerührt:

Dir Narren fehlt es im Oberstübchen,
Du hast doch nie zwey Köpfe geführt.

Haug.

Die drey Puppen.

(Eine persische Novelle.)

Ein Raja wollte den Scharfsinn eines seiner Statthalter auf die Probe stellen und schickte ihm zu dem Ende drey Puppen zu, mit einem Briefe, worin er ihm ankündigte, daß eine jede einen verborgenen Sinn enthalte, welchen er zu einer bestimmten Zeit angeben müßte, wenn er nicht seines Postens verlustig seyn wollte.

Der Statthalter untersuchte die Figuren auf das Sorgfältigste; da er aber kein besonderes Zeichen, das auf irgend etwas hindeutete, entdecken konnte, so zerbrach er sich vergebens den Kopf, um den verborgenen Sinn, den sie enthalten sollten, heraus zu bringen. Die Aufgabe

litt keinen Aufschub wegen ihrer großen Wichtigkeit; er ließ also eiligst die Gelehrten, denen er in seinem Pallste Wohnung und Unterhalt gab, zusammen kommen, befahl ihnen, die Bedeutung dieser geheimnißvollen Puppen nachzuforschen, und verhieß demjenigen, der so glücklich wäre, sie zu errathen eine ansehnliche Belohnung.

Alle beeiferten sich um die Wette das Räthsel zu lösen, eine Menge längst vergessener Schriften über geheime Wissenschaften aller Art wurden durchstudiert, mit einander verglichen, und einmahl über das andere gelesen, aber alles war umsonst; keinen wollte es gelingen.

Die Gelehrten, der Statthalter und sein ganzer Hof waren in Verzweiflung, als ein junger Brahmane, der Sohn einer armen Wittwe in der Stadt ankam. Der Jüngling verband mit den seltensten Gaben der Natur alle Kenntnisse, die ein anhaltendes Forschen erwirbt; aber alle diese Eigenschaften hatten seine Glücks-

umstände nicht verbessert und so hatte er, von der Noth getrieben sein Vaterland verlassen, und suchte nun hier irgend eine einträgliche Beschäftigung zu finden. Bey seiner Ankunft hörte er von der lächerlichen Verlegenheit des Statthalters und von der großen Belohnung, die dem Enträthseler der schwierigen Aufgabe zu Theil werden sollte, er beschloß sein Glück zu versuchen.

Nachdem er seine Reisekleider so gut als möglich gesäubert hatte, meldete er sich im Pallaste als einen, der in dieser wichtigen Angelegenheit von Nutzen seyn könnte. Der Hauptmann der Leibwache ließ ihn kaum den Wunsch äußern, die drey Docken zu sehen, nahm ihn sogleich bey der Hand und führte ihn mit vieler Höflichkeit in das Hauptzimmer des Pallastes wo die Figuren aufgestellt waren. Der junge Brahmane untersuchte sie sehr aufmerksam, und da er den geheimen Sinn derselben errathen zu haben glaubte, bath er um die Erlaubniß dem Vicekönig

vorgestellt zu werden. Dieser ließ sich nicht lange um eine Privataudienz bitten, wo die drey Figuren hingebracht wurden. Seine Hofgelehrten hielten vergebens um die Erlaubniß an, dabey gelassen zu werden. Diese Verweigerung sollte als Strafe für seine Unwissenheit dienen.

Der Brahmane nahm nun einen gewichsten Faden, den er in das Ohr der ersten Figur steckte. Wie er sah, daß er leicht hinein und aus dem andern Ohr wieder herausging, so stieß er sie verächtlich auf die Seite. Auf solche Weise verfuhr er mit den andern. Da aber das Ende des Fadens durch heu Mund wieder zum Vorschein kam, so zerbrach er sie in tausend Stücken. Wie nun bey der dritten Figur der Faden im Innern blieb und durch keine Oeffnung hervor kam, da liebkosete er ihr aufs zärtlichste und stellte sie mit einer ehrfurchtsvollen Miene vor den Vicekönig, und fing darauf an, sich über deu Zweck dieses seines Verfahrens zu erklären. —

„Wißt gnädiger Herr daß es auf dieser Welt drey Arten von Menschen gibt, deren verschiedene Charactere durch die sinnbildlichen Figuren, so hier vor euch stehen, vorgestellt werden.

„Die erste Art von Menschen flatterhaft und oberflächlich, schwach von Geist und von kurzem Gedächtniß empfangen jederzeit nur vorübergehende Eindrücke, die schnell erlöschen; sie hören jeden Rath an, und befolgen keinen, die schlechten Beyspiele sind für solche Geschöpfe in der That sehr gefährlich. Diese nun stellt die erste Figur vor, die ich bloß auf die Seite stieß; denn bey aller Unnützlichkeit für den Staat und die Gesellschaft richten sie doch auch keinen oder wenig Schaden an und ihr Daseyn ist fast völlig nichtig."

„Die zweyte Menschenart scheint mir ungleich gefährlicher, als die erste; es sind Heuchler und Betrüger, die unter dem Schleyer der Freundschaft das Zutrauen der Rechtschaffenen sich erwerben und dann die ihnen anvertrauten Geheim-

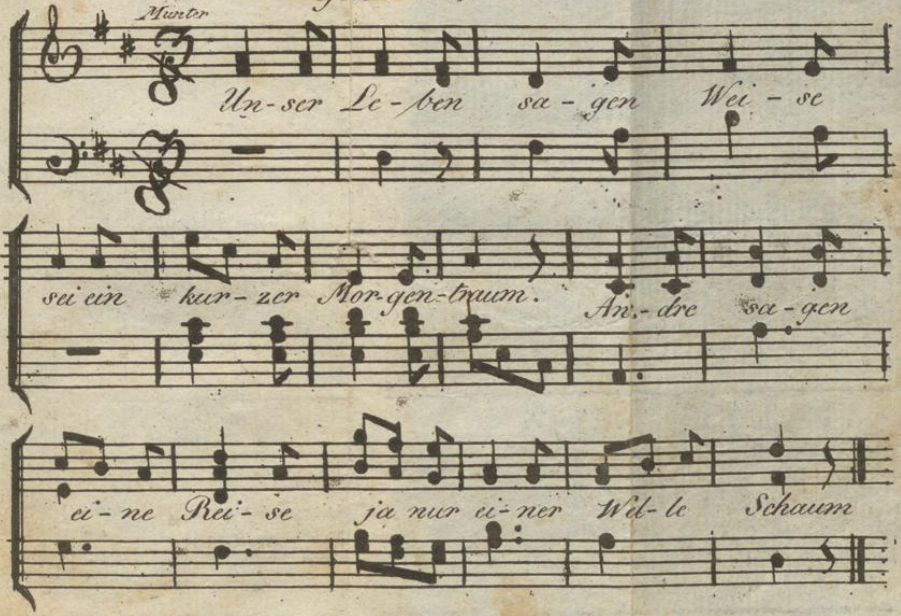
nisse verrathen. Sie sind zugleich das Verderben der Einzelnen und der Staaten. Darum hab ich unwillig die Figur zerschmettert, die mir diesen verabscheuenswürdigen Theil des menschlichen Geschlechts vorstellt.

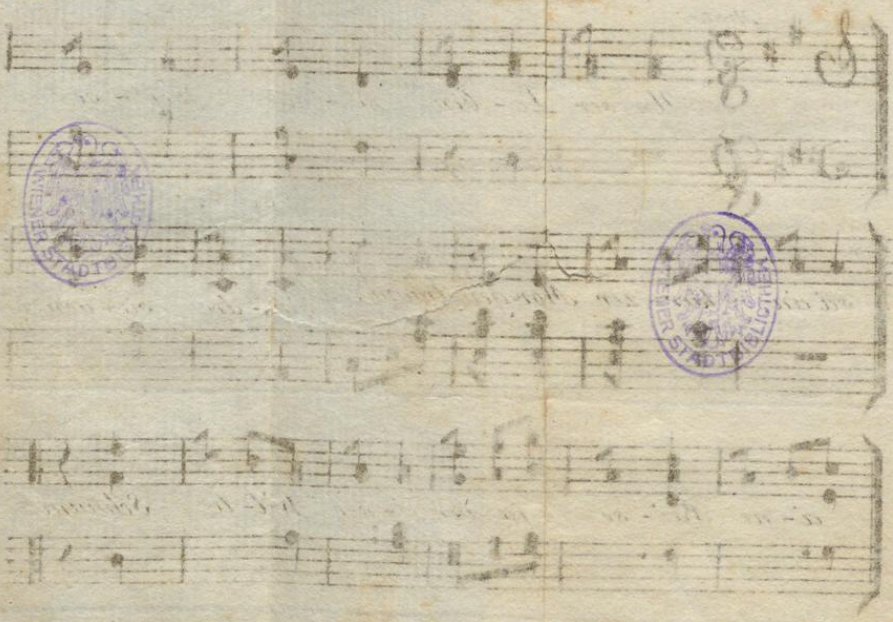
„Die dritte Art von Menschen von welchen die Figur so hier vor euren Augen steht, das Sinnbild ist, hat ein edles und treu gesinntes Herz. Auf ihre Verschwiegenheit darf man rechnen, denn sie bewahren jedes Geheimniß treulich, und in ihrem Wandel weichen sie niemahls von den Grundsätzen der Geradheit, der Ehre, der Treue ab. Diese Menschen sind es, die man an der Spitze der Staatsgeschäfte stellen soll; sie allein sind fähig Gesetze zu geben und das Recht zu pflegen, weil sie allein das Vertrauen und die Zuneigung ihrer Mitbürger und aller Menschen verdienen, in den besondern Lebensverhältnissen sowohl, als in den öffentlichen Angelegenheiten.

Ueber diese weisheitsvolle Auslegung

kam der Statthalter vor Bewunderung und Freude ganz außer sich, und da die bestimmte Zeit fast abgelaufen war, so hatte er nichts eiliger, als in seinem Nahmen die Auflösung des Räthsels an seinen König zu überschicken, dem sie vollkommen genügte, da es ihm nun sehr leid that, daß er an den Talenten seines Statthalters gezweifelt hatte, so wollte er sein Unrecht wieder gut machen, und seine vorgebliche Wissenschaft belohnen, indem er ihm eine drey Mahl beträchtlichere Provinz gab, als die er jetzt regierte.

Gesellschaft Lied





Gesellschaftslied.

Unser Leben, sagen Weise,
Sey ein kurzer Morgentraum,
Andre sagen, eine Reise,
Ja nur einer Welle Schaum.

Ist es leichter Schaum der Welle,
Die der Zeiten Raum verschlingt
Sey Champagner Wein die Quelle
Der sich dieser Schaum entschwingt.

Ist das Leben eine Reise,
Nehmt die leicht'sten Wagen nur,
Folget auf dem flachsten Gleise,
Immer des Vergnügens Spur.

In der Lieb und Freundschaft Armen,
Träumt des Lebens kurzen Traum,
Glückt es euch, so zu erwarmen
Seel'ger ist das Wachen kaum.

Traum und Reise, flücht'ge Welle,
Laßt, was auch das Leben sey,
Ungenützt auf alle Fälle,
Ungenossen nichts vorbey.

Stärker durch den Saft der Reben,
Fliehet Trägheit und Verdruß,
Eilet Freunde, eilt zu leben,
Eilt zur That und zum Genuß.

Der Gang nach der Capelle.

Legende.

— Und einsam steht auf hoher Stelle,
Und schaut den Himmel freudig an,
Die kreuzbezeichnete Capelle
Mit weißem Schimmer angethan.

Sie weckt die Andacht schon von ferne,
Ein Leuchtthurm weltverwirrtem Sinn,
Und weis't, die Nachbarinn der Sterne,
Zum ew'gen Lichte mahnend hin.

Erklommen hatten wir die Höhen
Mit unermüdet frischem Lauf;
Wie wir hinaus ins Weite sehen,
Thut eine neue Welt sich auf.

Und unbekannte Fernen mahnen,
Doch wundersam, als schon bekannt,
Als hätten im geheimen Ahnen
Wir schon erbaut dieß neue Land.

Und jetzt hinein zur heil'gen Pforte
Entblößten Hauptes treten wir,
Und nahen mit der Andacht Worte,
Gebenedeyte Mutter, dir.

Und nahen dann dem heil'gen Bildniß
Des Mannes, der von Menschen fern,
Wohl siebzig Jahr in dieser Wildniß
Gelebt als frommer Knecht des Herrn.

Ob seinem wunderthät'gen Grabe
Erhebt sich freundlichschön der Greis,
Als lebt' er noch, an seinem Stabe;
— Sein lockig Haar, wie Silber, weiß.

Arnulfus hieß er, war ein Krieger
Von kühnem Heldenmuth durchglüht,
In manchen Heidenschlachten Sieger
Gleich rauh als kindlich sein Gemüth.

Einst traf er hier an dieser Stätte
Den Mörder seines Bruders, sieht,
Wie der mit reuigem Gebethe
Vor'm Bild der Gottesmutter kniet.

Da kann er sich ergrimmt nicht halten,
Und an das Schwert fährt ihm die Hand,
Und will des Todfeinds Schädel spalten;
Doch knieend, schnell zu ihm gewandt

Fleht dieser mit des Kreuzes Zeichen,
Bey Gottes Gnad' um Gnad ihn an;
Vom Zorn fühlt er sein Herz erweichen,
Und um die Rache ist's gethan.

Er beut versöhnt ihm dar die Hände,
Von Wehmuth wunderbar erfüllt;
Und augenblicks neigt aus der Blende
Sich huldreich ihm Mariens Bild.

Weg wirft er Lanz' und Schwert zur Stelle,
Und ganz von Andachtsgeist durchbebt,
Baut er sich eine Felsenzelle,
Wo er als frommer Klausner lebt.

Und täglich an derselben Stätte,
Wo er der Gnade Licht erblickt
Stärkt er sich drey Mahl mit Gebethe
Und fühlt zum Himmel sich entzückt.

Und Mütter, Väter, Kinder heben
Sich oft nach seines Friedens Port;
Die lehrt er bethen, selig leben
Und kräftigt sie mit That und Wort.

So wurd' er lebenssatt begraben
An dem geweihten heil'gen Ort
Und wirkte noch durch Wundergaben
Lebendig aus dem Grabe fort.

Wohl manche Siecke sind genesen,
Vertrauungsvoll zu ihm gewandt,
Wie dort die Schrift es heut zu lesen,
Die Krücken zeugen an der Wand.

Mit inniglicher Regung schieden
Wir so jetzt aus dem heil'gen Haus,
Umleuchtet von des Himmels Frieden,
Und unten — zog der Nebel aus.

Conz.

WIENER STADTBIBLIOTHEK